Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 2

Artikel: Amerikanerinnen : Paraphrase über ein helles Thema
Autor: Weer, Reinhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759943

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amerikanerinnen

Paraphrase über ein helles Thema.

Von Reinhard Weer

I

« Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, das alte... » Als Goethe dies aussprach, war Nordamerika, an das allein er wohl dachte, kriegszerrüttet, arm, uneinig, machtlos; dennoch glaubte der Dichter in einer romantischen Anwandlung, die ohne Nachdenken intuitiv das Richtige traf, feststellen zu dürfen, dass Amerika glücklicher dran sei als das historiebeladene Europa. Heute steht jenes Wort mehr im Lichte einer Prophetie denn einer Tatsachenkonstatierung da. Wie sehr hat besonders das letzte Jahrzehnt dem Dichterseher Recht gegeben!

Bald ein Jahrhundert ist seit dem Tode des Sängers dahingegangen. Dahingegangen! Es kam einhergeschritten, gestampft, gedröhnt, und Europa ist, weiss Gott, nicht glücklicher geworden unter seinem Walzendruck. Wir haben große Errungenschaften auf allen Gebieten zu zu verzeichnen, zweifellos, aber von einer wahren Bereicherung unsres Lebens wird man schwerlich sprechen dürfen. Europa hat Weltgeschichte gemacht, schwere Schicksale haben alle seine Länder umdüstert und umloht, große Männer sind aufgestanden und dahingesunken. Was war unser Gewinn? Amerika sieht auf eine glattere Kurve zurück, und das Ergebnis dieser Jahrhundertentwicklung ist nicht nur eine Verschiebung des Schwerpunkts der Welt, sondern darüber hinaus die das persönliche Dasein des Einzelnen sehr viel stärker angehende Feststellung, dass es sich auf jenem Kontinent leichter und glücklicher lebt als bei uns. « Amerika, du hast es besser... ».

Aber wir wollen nicht von Geschichte und schweren Schicksalen sprechen, auch nicht von den Männern, die Geschichte machen: von den amerikanischen Frauen soll hier die Rede sein. Tritt leise auf, Leser, und verweile: wir kommen in einen stilleren, reineren Bezirk. Einen Bezirk, den wir Männer wenigstens als einen stilleren, reineren hochhalten und bewahren sollten, soweit es irgend angeht...

II

Die amerikanische Frau... Auch für sie gilt Goethes Wort, gilt es in allerpotenziertestem Maße. Die amerikanische Frau hat es wirklich

besser als ihre europäische Kameradin. Im Norden wie im Süden, wie wir sehen werden. Denn wir wollen uns im folgenden nicht auf Nordamerika beschränken, an dessen Weiblichkeit man beim Lesen der Überschrift zunächst allein gedacht haben wird, sondern auch bei den Schwestern des Südens einkehren, ein paar Striche aus dem Bilde ihres Daseins nachzuzeichnen versuchen.

Gibt es denn eine Gemeinsamkeit, gibt es überhaupt etwas Verbindendes zwischen den Frauen des nördlichen und denen des südlichen Amerika? Des oberflächlichen Beurteilers Erwiderung ist ein rasches Nein, die richtige Antwort aber lautet: es bestehen sicher nicht viele Bindeglieder, jedoch einzelne — zum mindesten zwei — sehr wichtige. Zunächst ein ethnologisches Moment: die Frau der Vereinigten Staaten und Kanadas ist keineswegs so sehr Geschöpf des Nordens, Weib angelsächsischen Blutes, wie man sich gemeinhin vorzustellen pflegt. Zwar betont die herrschende Kaste gern ihr Angelsachsentum, das aber von der starken irischen Einwanderung her keltisch durchädert, also, wenn man die Kelten als zwischen Germanen und Romanen stehend annimmt, dem Romanentum angenähert ist, und das dazu große deutsche, holländische und schwedische Einsprengsel hat assimilieren müssen, die zwar der *nordic race* und dem Germanentum keinen Abbruch taten, aber doch das spezifische Angelsachsentum verwässerten. Dieser große keltogermanische Block, wenn man ihn einmal so nennen darf, sah sich auf dem nordamerikanischen Kontinent im Norden und Süden einer nicht unbeträchtlichen rein romanischen Bevölkerungsaussaat gegenüber, mit der man schiedlich-friedlich auskommen musste. Auch wo die — an den Grenzlinien unvermeidliche — Vermischung mit romanischen Elementen nicht stattgefunden hat, ist doch durch das ständige Nebeneinander ein beiderseitiges Angleichen und Abfärben unvermeidlich gewesen. Selbst die in einer Blutmischung rein angelsächsische Frau Nordamerikas hat daher notwendig manches von der Art der Französin oder Spanierin angenommen, annehmen müssen, und der schon keltisierte Teil der Weiblichkeit unterlag dieser Beeinflussung noch leichter. Diese Verfärbung und Durchdringung hat natürlich mit dem Ende der politischen Gebietshoheit Spaniens und Frankreichs über Teile Nordamerikas keineswegs sofort aufgehört. Im ganzen Mississippibecken waren französische Kultur und Geistesbildung auch noch lange nach dem Verschwinden der französischen Kolonialgewalt vorherrschend; in Kanada lebt auch in Kreisen nicht aus Frankreich Zugewanderter noch heute vielfach neben der Sprache ein starker Einschlag von französischer Sitte,

in dem ehemals spanischen Süden der Vereinigten Staaten und in Kalifornien aber wird oft und mit Grazie eine gewisse spanische Grandezza kopiert, die den schönen, durch Fraulichkeit ausgezeichneten Ladies des Südens besonders wohl ansteht. Nicht unerwähnt darf auch der indianische Einschlag bleiben, den die weisse Bevölkerung in Nord- und Südamerika gleichermassen von den roten Ureinwohnern des Erdteils her erhalten hat. Zuguterletzt bildet ganz Mexiko ein gewisses ethnographisches Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, da es, wiewohl auf dem nördlichen Kontinent liegend, nach Rasse, Sprache, Sitte, Tradition seiner Bewohner durchaus in den südamerikanischen Kulturkreis fällt.

Aber das wäre schließlich nur eine ziemlich äußerliche Brücke zwischen den beiden Amerikas, die mit dem Wesen ihrer Bewohner, ihren Charaktereigenschaften und Trieben nur tangentiale Berührung hat. Wesentlichere Gemeinsamkeit stellt unter den Frauen des Nordens und Südens des großen, langgestreckten Erdteils jene besondre Art von Freiheit her, die nur auf einem frischen, jungfräulichen, von Herkommen und Geschlechtstradition ungepflügten, von Klassenvorurteilen nicht beschwerten und durchsäuerten Boden erwachsen konnte, Freiheit, die sich nach außen offenbart in einer leichteren, ungezwungeren, der Natur der Frau angemesseneren Art der Lebensführung, als sie den Frauen Europas vergönnt ist, Freiheit, die auf einem stillen Matriarchat, einer stillen Herrschaft der Frau, fest und sicher gegründet steht.

Jedoch: hier stock' ich schon. Wir haben uns in ein Dickicht begeben, aus dem stachlig die Frage starrt: Ist denn die romanische Frau Südamerikas, die Frau spanischen oder portugiesischen Stammes, nicht sehr eingeengt in ihrem äußeren Lebensgang, wird sie nicht hinter Gittern gehalten, fern dem andern Geschlecht, ist nicht der Verkehr zwischen Liebenden dort ähnlichen Beschränkungen unterworfen wie im Orient, Beschränkungen, die die Frau zur Sklavin des Mannes erniedrigen?

Die Frage ist zur Hälfte zu bejahen. In der Tat kennt Südamerika eine Beschränkung, eine strenge Einengung des äußeren Lebens der Frau, die manche Züge mit dem Frauenleben des Orients gemeinsam zu haben scheint, Züge, die sogar aus der Maurenzeit der Pyrenäenhalbinsel ihren Ursprung herleiten mögen. Aber es besteht da doch ein fundamentaler Unterschied: die spanische und portugiesische Frau Südamerikas hat sich selbst Grenzen gezogen, die also kein Zeichen einer Sklaverei sondern einer Herrschaft sind. Die Abgezirkeltheit des Lebens der kreolischen Weiblichkeit ist eine gewollte, im Ursprung freiwillige (wenn

auch vielleicht nicht in allen Fällen gern und freiwillig hingenommene); sie entspricht der Stellung der Frau als der respektierten, an Ansehen höheren und als auf allen nicht unmittelbar mit dem Erwerb zusammenhängenden Gebieten des Lebens maßgeblich anerkannten Hälfte der Menschheit; ihre Wurzeln liegen tiefgegründet im Marienkult der katholischen Länder und nach der negativen Seite hin in der romanischen Wesensart, die der Frau eine erhöhte Stellung einräumen muss, um zu verhüten, dass sie ganz ins rohe Triebleben herabgezogen, zum hemmungslosen Dienst der Geschlechtsleidenschaft erniedrigt wird. Die Einengung der Frau in Südamerika ist daher kein Kerker, sondern ein Sockel, ein Piedestal, eine Kanzel, ja ein Thron, den sie als Gerät ihrer Herrschaft braucht. Die Frau Nordamerikas freilich hat auf dieses Podest von vornherein verzichten können, denn die Aura der Herrschaft umschwebt sie, ebenso stark respektiert durch Gesetze des Blutes, der Tradition, der guten Sitte bis in die kleinsten Verästelungen der Etikette hinein wie in Südamerika durch die betonte, notwendige und von den Frauen selbst gewollte äußere Trennung der Geschlechter.

III

Die nordamerikanische Frau kann es sich erlauben, Beherrscherin zugleich und Kameradin des Mannes zu sein. Dessen Blick ist in erster Linie aufs Erwerbsleben eingestellt, auch da, wo der Erwerb an sich erst sekundärer, der Dienst am Staate, an der Wissenschaft, der Kunst primärer Lebenszweck ist. Es liegt ein Zug von spezifisch amerikanischem Atavismus darin. Wer nach Amerika auswanderte, der tat es zumeist, um aus wirtschaftlicher Not oder Enge herauszukommen; diesem Ziel wurden alle Anstrengungen untergeordnet. Die Zahl derjenigen, die aus Gründen geistiger Bedrückung Europa verließen, ist demgegenüber nur gering; die hierher gehörenden Mayflower-Leute und die 48er Demokraten werden nur deshalb gern und mit Stolz erwähnt, weil sie in jeder Hinsicht eine Elite bildeten, zu der in Beziehung zu stehen ehrenvoll ist; und auch ihre amerikanischen Anfänge lagen meist weit ab von wirtschaftlicher Behaglichkeit. Von diesem Zwang des Emporschaffens aus Bedürftigkeit, der dem Leben der Vorväter und Väter seine Prägung aufdrückte, liegt auch den Männern der heutigen Generation noch etwas im Blute, auch da, wo Not und Enge längst überwunden sind. Die Frau, in den alten Pioniertagen nur wenig zahlreich und schon deshalb besonders hochgehalten, musste als gute Genossin an diesem Kampf teilnehmen, aber sie brauchte dabei, da der Kampf sich bald als erfolgreich erwies, wirtschaft-

liche Freiheit und Spielraum brachte, nicht aller andern Interessen zu entraten, es wurde im Gegenteil ihre Aufgabe, neben dem Notwendigen auch das Schöne zu bedenken. So wurden alle Dinge geistigen Lebens, wurden alle höheren und schmückenden Güter, wurde alle Verfeinerung des Daseins ihr Feld. Sie hatte Zeit, Schönheit zu sehen und zu pflegen, sie konnte der Kunst ihr Lächeln schenken und sich von ihr wieder beschenken, begnaden lassen, ja selbst der starren, dogmatischen Wissenschaft gewann sie eine hellere, freundlichere Seite ab. Es war eine Einteilung der Interessensphären, ein Vertrag zwischen Kameraden, guten Partnern: sie nahm dem Manne ab, was er nicht leisten konnte oder mochte, er blieb freiwillig auf das Erwerbsleben beschränkt, neben dem nur die innere Politik und einige Arten von Sport sein Interesse wahrhaft zu fesseln vermögen. Und gerade der Sport, bei beiden Geschlechtern gleich beliebt, bildet zwischen ihnen eine Brücke, auf der sich immer wieder Kameradschaft aufbaut und erneuert. Golf und Tennis sind die wichtigsten Bindeglieder zwischen der grauen Geschäftswelt des Mannes und der goldenen Atmosphäre der Frau. Baseball und Fußball und Boxen allerdings sind männliches Reservat geblieben, aber das lebhafte Interesse der Weiblichkeit ist auch diesen rauheren Sportarten sicher.

Am Berufsleben des Mannes nimmt die nordamerikanische Frau nicht mehr und nicht weniger Anteil als die europäische, wohl aber ist sie an dem Fazit oder richtiger erstrebten Fazit des Berufslebens: dem Fließen der Geldquelle, stark interessiert. Der Kameradschaft im idealen Sinne sind also auf diesem Felde Grenzen gesetzt. Aber es wäre ganz verfehlt, daraus herzuleiten, dass die Weiblichkeit Nordamerikas nur aus tändelnden Luxusgeschöpfen besteht. Die Amerikanerin ist durch Tradition und Erziehung so praktisch, dass sie sich in jeder Hinsicht anzupassen, auch mit beschränkten Mitteln glänzend zu wirtschaften, ja, wenn es nottut, männliche Aufgaben ganz zu übernehmen versteht. Sie weiss im einfachsten, aber auch im kostbarsten Rahmen ein vorteilhaftes Bild abzugeben. Davon bekommt einen Begriff, wer *American girls* in ihren *kitchenette-apartments* gesehen hat. Nachmittags Golf gespielt und geflirtet, auf dem Nachhauseweg im Delikatessenladen, der vielerorts die ganze Nacht offen ist, ein paar Konserven gekauft, zu Hause, wo es für die bescheidener Situierten keinen dienstbaren Geist gibt, eine lange Schürze umgebunden und für eine Viertelstunde in der winzigen Küche losgewirtschaftet, bis ein kleines *dinner* von drei, vier Gängen, reizend zurecht gemacht, auf dem Tisch steht. Ähnliches Bild, wenn sie abends zum Tanz geht, in solennem Abendkleid, raffiniert hergerichtet, ungeniert

geschminkt; schnell die große Schürze über all die Abendpracht und drauflos gehaushaltet, dass es seine Art hat, zum Imbiss die Schürze herunter, nachher schnelles Abspülen und in zehn Minuten fertig zum Ball. Werden die pekuniären Verhältnisse weiträumiger, so findet sie sich mit Grazie in die größere Rolle, aber mit tapferem Zähneaufeinanderbeißen nimmt sie auch eine Einengung hin. Ein eminent rasches, praktisches und dabei doch sehr zur Liebe taugliches, liebenswertes Geschöpf ist diese junge Nordamerikanerin, der Mann hat an ihr alles, was er braucht. Der Fremde kann ihr seine begeisterte Huldigung nicht versagen. Selbst Meyers Konversationslexikon fällt in ein klingendes Saitenspiel: « Das weibliche Geschlecht (in den Vereinigten Staaten) besitzt eine ungemeine Zartheit und Anmut und zeichnet sich durch freies, dabei würdiges und angenehmes Betragen aus ». Recht so!

Die nordamerikanische Frau von heute ist vielfach durch die soziale Entwicklung gezwungen, sich zu emanzipieren, der Frauenüberschuss ist, ganz im Gegensatz zur Lage der Dinge in den Pionierjahren, groß, der Daseinskampf hart, und weibliche Arbeitskräfte sind wegen ihrer Billigkeit und ihrer sachlichen Eignung für gewisse Tätigkeiten gesucht. Aber der Naturtrieb, in erster Linie Weib, Frau und vielleicht auch Mutter sein zu wollen, kommt auch bei den berufstätigen Frauen zum Durchbruch, die durch die Art ihrer Beschäftigung und ihre Pagenköpfigkeit keineswegs dem Weibtum entfremdet werden. Ich habe die Sinnesrichtung dieser erwerbenden, wahlberechtigten jungen Frauen in ein paar Versen wiederzugeben versucht, die auch auf europäische Weiblichkeit Bezug haben könnten, aber im Gedanken an nordamerikanische Verhältnisse entstanden sind:

Es hat wohl jeder seine eigne Art von Himmel,
Sprach eine junge Frau,
Und wie ich mir den meinen denke —
Ich und noch viele andre Frau'n —,
Sie sollen's hören, Freund:

Von meinem Himmel hoff' und erwart' ich dieses
(Denn anders gönnt' ich ihm nicht diesen Namen):
Dass dort ein Engel ist, der männlich aussieht
(Denn sicher muss es Männerengel geben),
Ein Engel, der ganz ähnlich wie ein Erdenmann ist,
Der offensichtlich nur für mich im Himmel weilt,
Und der — wenn's schon mal ganz nach meinen Wünschen gehen soll —
Mit blauen Augen unterm Blondhaar auf mich schaut;
Der mich, wenn feuchte Wolken über die Himmelsstrassen zieh'n,

Zum Antun meiner Gummischuhe nötigt,
Der sieht, wenn ich mal müde bin,
Und mich dann mit der Arbeit aufhören heisst.
Der mir im himmlischen Strassenbahnwagen einen Sitzplatz aussucht
Und selber danebensteht, am Lederbügel sich haltend
(Denn sicher wird's auch dort oft überfüllt sein),
Und mit Besitzermiene freundlich zu mir niedersieht,
Während ich zu ihm aufblicke
Mit dem köstlichen Gefühl, behütet zu sein.

Ja, das ist so meine Art von Himmel,
Der Himmel, wie ich ihn mir ersehne und wünsche.
Auf alle andren Himmelsherrlichkeiten leg' ich keinen Wert,
Nicht auf Blumenpfade und Hosiannachöre.
Denn ich bin eine von den Frauen, Freund,
Denen man vor einiger Zeit das Wahlrecht beschert hat,
Ohne dass sie es eigentlich wollten,
Und die das strenge Glück genießen,
Sich ihren Unterhalt durch eigene Arbeit verdienen zu dürfen.
Ich habe den Verdienst und das Wahlrecht —
Doch was ich eigentlich gern haben möchte,
Das find' ich nicht hier unten.
Ob es in meinem Himmel wohl für mich bereit ist?

Ist schon die europäische Frau naturnäher als der Mann, so gilt das noch viel mehr von der Amerikanerin, die sich trotz Raffinement und Kultiviertheit die natürlichen Weibinstinkte in fröhlichster Frische bewahrt hat. Wenn früher die Amerikanerin aus guter Familie eine sehr kühle Fassade zu zeigen pflegte, ein geschlechtsloses Wesen vorzutäuschen bestrebt war, so ist das heute ganz anders. Tatsächlich scheint die frühere Kühle nicht nur anerzogene Maske gewesen zu sein, die Sinnlichkeit, wie sie Europa von jeher kannte, ist in Nordamerika eigentlich erst in den Jahren nach dem Kriege entdeckt oder richtiger: erfunden worden, dann aber gleich mit größter Gründlichkeit. Der Verkehr der Geschlechter außerhalb der Ehe hat in den letzten Jahren sehr freie Formen angenommen. Der Anstoß dazu scheint vom Sport gekommen zu sein, vielleicht auch von dem wenig beaufsichtigten Nebeneinander der Geschlechter auf den Universitäten und höheren Schulen sowie in Geschäft und Bureau, weiter vom Überhandnehmen der Tanzleidenschaft, vom Kino, Auto und der Prohibition. Darüber später noch ein besondres Wort. In einigen Staaten des Ostens lebt zwar in engem Zirkel noch streng puritanische Tradition, die dieses Gebiet natürlich in erster Linie beeinflusst; die Sittenreinheit der pilgrim fathers wird in Boston und einigen kleineren Neu-England-Plätzen

wenigstens im Prinzip noch hochgehalten, und in Philadelphia bestimmt der fromme Geist der Quäker die Haltung der Frau und Jungfrau gerade der besten Kreise, mag auch Quäkertracht nur noch ganz vereinzelt anzutreffen sein. Doch das sind Ausnahmen, die unter Umständen im Einzelfall gerade eine besonders stürmische Reaktion hervorgerufen haben. Das junge Mädel Nordamerikas von heute fühlt sein rasches Blut, und es sind nicht nur sportbegeisterte weibliche Augen, die sich am Muskelspiel männlicher Athletik erfreuen. Mädchen der gutsituierten wie der ärmeren Klassen gestatten ihren Freunden manche Freiheit, ohne dass die ältere Generation, die das anders kannte, deswegen hart mit ihnen ins Gericht ginge. Dabei erlaubt die junge Amerikanerin nicht nur Kühnheiten — sie fordert sie heraus, ermuntert zum «spooning», in Handlungen und, wenn es sein muss, in Worten. Es ist eine der Merkwürdigkeiten des intimen Lebens in Nordamerika, dass der Mann *in rebus sexualibus* scheu, das Weib der freiere, man möchte fast sagen: aktivere Teil ist. Aber es ist eine im innersten Kern durchaus gesunde Sinnlichkeit, die diese Blüten treibt, sie ist nicht überhitzt, nicht nach der Seite perverser Neigungen hin umgebogen, sondern kraftvoll natürlich. Und auch in der Gelöstheit der Liebe noch weiss die Frau ihre Aura wie einen sie nicht verlassenden Heiligenschein zu wahren, es bleibt ihr immer als letztes Attribut ihrer Herrschaft ein Schimmer von Reinheit, der schließlich auch mit der als Selbstverständlichkeit vorhandenen körperlichen Reinlichkeit und Gepflegtheit etwas zu tun hat. Dabei ist die amerikanische Frau trotz aller Natürlichkeit klug und weiss sich vor unerwünschten Folgen von Débauchen zu schützen. Auch Erkrankungen einer gewissen übelsten Art sind bei den Frauen des nordamerikanischen Kontinents, soweit sie nicht einer besonderen, in allen Ländern vorhandenen Spezies angehören, verschwindend selten.

IV

Es ist eine Streitfrage, ob die Nordamerikanerin schön sei. Die Frage bei irgend einer Nation stellen, heißt 90 % der Weiblichkeit von der Betrachtung ausscheiden, denn es können zum Vergleich nur die 5 bis höchstens 10 % jüngerer Frauen herangezogen werden, die als ebenmäßige, vorteilhafte und spezifische Idealvertreterinnen ihrer Rasse anzusehen sind. Für Nordamerika ist die Beantwortung noch dadurch erschwert, dass eine nordamerikanische Rasse eigentlich noch nicht herausgebildet ist. Halten wir uns aber an den bisher als vorherrschend angenommenen Typ: die Frau angelsächsischer Herkunft mit keltischem Ein-

schlag, die sich durch das Nebeneinanderleben mit Frauen und Männern andrer Stämme gemodelt, angeglichen, vom Angelsachsentum entfernt hat, so muss der unvoreingenommene Beobachter zugeben, dass hier ein nicht nur guter, sondern sogar vollendet schöner Frauentypus im Werden ist. Florence Ziegfeld, der Manager der Ziegfeld Follies, der berühmten Schönmädchenschau, findet ohne langes Suchen jedes Jahr hunderte von Kandidatinnen für seine Bühnen, Mädchen von schönstem Gesicht und edelstem, schlankem Wuchs, Geschöpfe von einer körperlichen Makellosigkeit, wie sie in andern Ländern sicher nicht in so großer Zahl angetroffen werden. Auf schöne, schlanke Beine wird der größte Wert gelegt — *pins*, Nadeln, nennt sie der weltliche Jargon, vermutlich, weil sie der Männerwelt in die Augen stechen. Dabei herrschen durchaus nicht die etwas geistlosen und puppenhaften Gibsongirl-Gesichter vor, man findet Physiognomien, die sehr sprechend und ausdrucksfähig sind und die selbst durch das jetzt übliche gefrorene Bühnenlächeln nicht zu Seelenlosigkeit erstarren. Als Idealvertreterin dieses Typs darf vielleicht die schöne Filmschauspielerin Norma Talmadge erwähnt werden, die schon seit einigen Jahren einen Rekord an Beliebtheit hält. Ist es gestattet, ad vocem «Ziegfeld Follies» einen Druckfehlerteufel mit Klauen und Hörnern bei den Ohren zu nehmen, der mir neulich in eine Arbeit hineinsprang? Ich schrieb über die Ziegfeld Follies, der Setzer aber machte daraus «Ziegfeld Bellies», was so viel wie die Unterleibe, die Bäuchlein, die Wänstchen des Herrn Ziegfeld bedeutet. Es lag mir wirklich fern, den reizenden Tanzgirls, deren Ruf über alle Zweifel erhaben ist, in so gröblicher und zweideutiger Weise zu nahe zu treten.

Doch wir wollen von der Bühne herunterkletten und uns im Kreise der übrigen Weiblichkeit umschauen. Wer Augen hat zu sehen, findet Schönheiten ohne Zahl auf der Straße, in den Tanzlokalen, bei den Rendezvous der Gesellschaft, in den Geschäften und Kontors. Dabei fällt dem Europäer auf, dass die amerikanischen Frauen zwar sehr blühen, aber meist in etwas zu künstlicher Blüte. Der *make-up*, die Aufmachung, der Frauen aller Klassen ist ungeniert, offen, um nicht zu sagen schamlos. Mädchen und junge Frauen der anständigsten Familien bekennen ohne Scheu, mit einem gewissen Trotz gegen alte Vorurteile und einem Stolz auf die darin liegende moderne Gesinnung: «Ich benutze jedes Schönheitsmittel, das es gibt». Und sie benutzen es mit Draufgängertum, ohne Raffinement: bei Tisch, in den Tanzpausen, auf dem Autobus, in der breitesten Öffentlichkeit, überall kommen Puderquaste, Schminke, Lippenstift zum Vorschein und werden tapfer in Aktion gesetzt. Man kann ruhig

behaupten, dass man eher in der Halbwelt dem Raffinement diskreter, vorsichtiger und nuancierter Anwendung von Schönheitsnachhilfen begegnet als bei den Frauen und Mädchen der sogenannten anständigen Kreise. Nur die ältere Generation und ganz kleine Zirkel puritanisch gesinnter Weiblichkeit sind von dieser Verwilderung, die ja auch nach Europa schon herüberwirkt, noch nicht angesteckt worden. Ob solcher *make-up* notwendig ist oder nicht, kann heute bei der allgemeinen Verbreitung dieser Art robuster Schönheitspflege kaum festgestellt werden. Im allgemeinen soll der Teint der Amerikanerin, was mit dem Klima, vor allem den raschen Wetterumschlägen zusammenhängen mag, die ja auch in anderer Hinsicht nachteilige Wirkung üben, dem ihrer europäischen Schwester nachstehen und einer künstlichen Aufbesserung bedürfen.

V

Ein paar Sondererscheinungen des modernen Lebens haben in das Dasein der so beschaffenen nordamerikanischen Frau ihre steilen, nicht übersehbaren Fragezeichen gestellt, an denen auch wir nicht vorübergehen dürfen, drei sehr disparate Dinge besonders, die aber zusammenwirken in der Richtung einer Emanzipation, einer noch weiteren Befreiung der schon wirklich recht freien *American lady*, und die sich wie Spiralen herumlegen um das Hauptstück weiblichen Lebens, die Liebe — diese drei Dinge nämlich: Prohibition, Film, Automobil.

Mit der Prohibition fing es an. Früher wusste die amerikanische Frau kaum, dass es eine Sache wie Alkohol gab, ein süßes Gift, das die Sinne zu ermuntern, die Daseinsfreude zu erhöhen, den Geist aber zu benebeln, die Vernunft zu ertöten vermag. Auf einmal wurde diese unbekannte Sache verboten, wurde dadurch die Neugier der bis dahin so nüchternen Weiblichkeit geweckt und ein Anreiz geschaffen, sich in den Besitz solcher wundertätigen Flüssigkeit zu setzen. Die soziale Wirkung des Alkoholverbots war, auf kürzeste Formel gebracht, die, den Alkohol erheblich zu verteuern, ihn dadurch den unteren Ständen zu entziehen und so die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen noch zu vergrößern, zu vertiefen. Wer über Geld verfügt, kann soviel Whisky und Wein haben, als er zu bezahlen Lust verspürt. Die Frau aber, besonders die junge Frau, verfügt im allgemeinen über mehr Geld als der Mann, da sie über das Geld des Gatten oder Freundes oder Verehrers mitverfügt. Sie erwartet nicht nur, dass dieser in der Hüftentasche einen starken Saft mit sich führe, sie hat auch selbst regelmäßig in ihrem *vanity case* neben Puder und Crayon die kleine geschliffene Flasche mit alkoholischem

Inhalt bereit. Besuch' eine junge Frau von Welt in ihrem Heim, und sie wird Dich nach wenig Minuten fragen, ob sie Dir seinen *high-ball* von Whisky-Soda oder einen Cocktail mischen darf; es ist die Einleitung jeder anständigen Unterhaltung. Nach jedem Tanz wird selbstverständlich ein kleiner *drink* genehmigt. Dass die so geschaffene Anregung erotische Anknüpfungen erleichtert, liegt auf der Hand. Aber eine große Gefahr kann ein Ruhigdenkender darin nicht sehen. Denn wie in allen erotischen Situationen bleibt die amerikanische Frau auch unter dem Einfluss des Alkohols stets Herrin ihrer selbst und ihres Partners dazu, bewahrt sie ihre Haltung, ihre Sicherheit, das, was man drüben *poise* nennt. Es scheint fast, dass sie mehr vertragen kann als der amerikanische Mann, den man unter dem Einfluss starker Getränke leicht haltlos werden sieht. Die Frau bleibt, ob alkoholisch angeregt oder nicht, in den intimen Beziehungen der Geschlechter der durchaus überlegene Teil, der Kurs bestimmt, Tempo regelt und Grenzen setzt.

Hinzu kam das Auto. Der Kraftwagenverkehr hat in Amerika eine ungeheure Steigerung erfahren, jeder anständige Mensch drüben weiss ein Auto zu lenken, und es sind, wenn man nur die Luxuswagen in Betracht zieht, mehr Frauen als Männer, die diese zur täglichen Gewohnheit gewordene Kunst ausüben. Der kleine geschlossene Wagen steht in der Garage hinter jeder Wohnung; die Dame und die Tochter des Hauses gebrauchen ihn für ihr *shopping*, aber auch für jeden Besuch oder für die Spazierfahrt mit dem oder jenem Freund, der nun mal zum Leben der modernen Großstadtfrau drüben gehört. Finden solche Eskapaden abends statt, so bilden Dunkelheit, Abgeschlossenheit des Wagens und Alkohol ein Gefahrendreieck, das die Partie nicht mehr gerade als harmlos erscheinen lässt. In ähnlicher Weise wirkt das Kino, das sinne- und nervenkitzelnde *movie*, das fast ausschließlich von Pärchen und solchen Weiblichkeiten besucht wird, die nicht abgeneigt wären, pärchenweise hineinzugehen. Der amerikanische Film mit seinen oberflächlich erdachten, aber technisch glänzend ausgeführten Gesellschaftsdramen ist durchaus auf diese Besucherschaft eingestellt, die sich von dem schönen Helden bezaubern lässt und der eleganten Heroine nachzutun strebt. All das hat die Sinne der schon vorher recht wachen jungen Frau noch mehr aufgeweckt und dahin gewirkt, dass der Verkehr der Geschlechter heute drüben keine allgemein gültigen Grenzen der Tradition mehr kennt, sondern nur diejenigen, die die einzelne Frau sehr bewusst und planvoll aus Klugheit und Vorsicht setzt. Einige literarisch wenig belangvolle, aber als Kulturdokumente nicht uninteressante

Romane wie « Flaming Youth » und « Black Oxen » geben über diese Dinge dem, der sie nicht an Ort und Stelle studieren kann, allerlei bunte Auskunft; auch bei Sinclair Lewis — besonders in « Babitt » und dem wertvollen « Main Street » — fallen auf diese Zustände scharfe und unbarmherzige Streiflichter.

VI

Aus dem Norden nach dem Süden, aus dem Himmelblauen ins Rosenrote...

Die südamerikanische Frau lebt, wir erwähnten es schon, auf einem Sockel, einem selbstgewählten Podest, das nur wenig Bewegungsfreiheit gestattet. Sie braucht diesen Sockel, denn es fehlt ihr die schützende Aura des germanisch-protestantisch-puritanischen Frauentyps. Hoheit und Würde freilich hat die Südamerikanerin von guter Erziehung vielleicht in noch höherem Grade als die nordamerikanische Schwester, dennoch benötigt sie den Sockel als Requisit ihrer Weiblichkeit. Sie benutzt ihn, um ihre Schönheit zu paradieren, aber auch, um sich abzuschließen, zu echappieren, wenn es not tut. Dann wird der Sockel zur schützenden Zelle.

Ein Berufsleben gibt es für die Südamerikanerin nicht. Das Mädchen wartet auf den Mann und heiratet so früh wie möglich, dann versorgt es ihm, wenn es niederen Standes ist, seine Behausung, wozu nicht viel Arbeit gehört, überwacht ein wenig seinen Haushalt, wenn es sich um Angehörige besitzender Klassen handelt. Andere Arbeit kennt sie nicht, zu anderer Arbeit wird sie nicht erzogen, andere Arbeit könnte sie auch nicht leisten. Auch unverheiratete Frauen ergreifen nur in verschwindend seltenen Ausnahmefällen und dann nur in Befolgung europäischer oder nordamerikanischer Vorbilder und in Überwindung südamerikanischer Vorurteile einen Beruf. Aber darin liegt nicht der Schatten eines Vorwurfs: die Südamerikanerin ist so, wie es ihr Kontinent von ihr verlangt. Und sie ist ganz und gar Weib, fremd, ja feindlich aller Emanzipation. Erstes Attribut ihrer Weiblichkeit ist ihre Schönheit, zweites ihre Eleganz. Die Schönheit bekommt ihre Nachhilfe wie im Norden, wobei gern eine künstliche Blässe hergestellt wird; die Puderschicht lässt viele sonst anmutige Gesichter verkalkt und starr erscheinen. Je tropischer das Klima, desto maskenhafter die Aufmachung; die mondäne Frau Paraguays und des nördlichen Brasiliens lässt alle paar Wochen von einem Spezialisten eine wahre Bildhauer- und Malerarbeit an ihrem Gesicht vornehmen. Der eleganteste Frauentyp findet sich in Buenos

Aires, der rasselich interessanteste in Chile, auch die schöne Brasilianerin kann sich sehen lassen. Die Bonarenserin, gewöhnlich Portenia genannt, die bis vor etwa einem Jahrzehnt auch in jugendlichem Alter zur Rundlichkeit neigte, ist jetzt ganz auf Schlankheit, auf Linie trainiert, so energisch trainiert, dass man immer wieder staunt über die knabenhaften Gestalten, denen man auf den blitzsauberen Straßen der Stadt und in den modischen Restaurants begegnet: Dryaden und Elfen oder Rassetieren feinster Züchtung, vielleicht schon fast Überzüchtung, Gazellen und Antilopen vergleichbar, dabei von einer erlesenen Eleganz, die durch keine Pariser Raffiniertheit übertroffen wird. Wenn man den jungen Neuenburgerinnen und Waadtländerinnen vom burgundischen Stamm der Westschweiz die schönstgeformten Beine der Welt nachrühmt, so dürfte die Portenia vielleicht mit Erfolg um den zweiten Preis ringen. Leider sagt sie aber mit zunehmendem Alter ihrer Schlankheit Valet und zwar, wie es scheint, ohne Bedauern, wird sie ganz gerundete Hausfrau und Mutter. Die Montevideanerin ist stärker, von derberem Knochenbau, der Unterschied ist trotz der dichten Nachbarschaft beider Städte unverkennbar; ihr Reiz liegt in Gesundheit und frischer Kraft. Die Chilenin in Valparaiso und Santiago ist konservativ, in Haltung und Mode ganz Spanierin geblieben, Spanierin edelster Klasse; sie weiss Mantille und Fächer mit mehr Grazie zu tragen als manche Frau Andalusiens oder Altkastiliens. In dem großen Brasilien, das bekanntlich früher portugiesische Kolonie und dann ein stolzes Kaiserreich war, sind alle Frauenschattierungen von der rassereinen Romanin über die Levantinerin bis zur Mestizin indianischen oder negerischen Blutes vertreten; stärker als in den anderen Ländern hat sich in den europäischen Kolonien ein trefflicher germanischer Einschlag (deutschen und englischen Blutes) unvermischt erhalten — in Porto Alegre beispielsweise sieht man mehr hochbeinige blauäugige Blondinen als in vielen gleich großen Städten Deutschlands. Die Brasilianerin romanischer Herkunft hat sich in Erscheinung und Lebensführung der Italienerin angenähert, Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel haben sie gemeinsam geformt, ihr Matriarchat ist begrenzter als das der andern Südamerikanerinnen. Die elegante Frau von Rio de Janeiro und San Paulo sucht der Argentinierin an Schlankheit und Eleganz nachzueifern. Für die Kreolinnen der nördlichen Länder Südamerikas und der nördlichen Staaten Brasiliens geben Paris, Madrid, Buenos Aires und Rio de Janeiro in bunter Skala die Ideale und Vorbilder ab.

Eine Göttergabe fehlt all dieser Frauenschaft zwischen Panama und dem Feuerland (mit Ausnahme der vorwiegend germanischen Blutes):

sie hat kein schönes Organ. Die Stimme der Portenia wie der Venezolanerin ist leider, das kann nicht verschwiegen werden, zumeist ein rauher, krächzender Alt, der sich keineswegs angenehm anhört. Der Mann, der sich vornimmt, einer südamerikanischen Frau rein romanischer Herkunft « die Flötentöne beizubringen », hat keine leichte Aufgabe.

Der Verkehr der Geschlechter ist auf dem ganzen Kontinent drakonischen Beschränkungen unterworfen. Der Mann lernt seine legitime Frau vor der Heirat kaum kennen, er darf ihr nur in Formen einer ritterlichen, fast mittelalterlich-romantischen Ehrerbietung den Hof machen. Typisch sind die Abendunterhaltungen Liebender, die zwischen Balkon oder vergittertem Fenster und Straßenrand vor sich gehen, typisch die Bummelspaziergänge auf den eleganten Straßen und Strandpromenaden, bei denen ein Zusammengehen des Freundes mit der Freundin durchaus verpönt und nur ein achtungsvolles Grüßen aus Respektsentfernung zwischen den Reihen der flanierenden Jünglinge und Mädchen, allerhöchstens einmal ein Blickezuwerfen erlaubt ist, bei dem dann allerdings an südländischer Glut nicht gespart wird. Im übrigen darf sich diese Glut erst nach der Heirat entfalten — oder auf illegitimen Wegen. Jedoch der Ausdruck « illegitime Wege » ist irreführend: es gibt nur eine breite nächtige Straße berufsmäßiger Freudengewährung, aber keine freundlichen beschatteten Pfade, die zwischen ihr und dem Legitimen lägen. Das Gesamtbild ist unerfreulich: nach außen peinlichste Wahrung der Reserve, der Wohlanständigkeit, aber unter dieser glatten Fassade Zügellosigkeit ohne Schranken, die eine weitgehende Verseuchung aller Klassen mit Krankheiten zur Folge gehabt hat. Doch die gütige Natur will es so, dass die allgemeine Verbreitung dieser Krankheiten ihr Heilmittel in sich trägt: die heutige Generation ist gegen venerische Seuchen schon ziemlich immun geworden. Genug mit diesen Andeutungen. Eine geistige Erneuerung der romanischen Jugend Südamerikas, die von dem Uruguayer Rodo und seiner Schrift *Ariel* ihren Ausgang nahm und besonders von den Hochschulen getragen wird, arbeitet auch der Sittenverwilderung auf allen Gebieten mit einem weißglühenden Glaubensfanatismus erfolgreich entgegen.

VII

Wir haben ein notwendig lückenhaftes Mosaikbild der Nord- und der Südamerikanerin zusammenzusetzen versucht, bei dem die Frau als Gattin, Freundin und Kameradin des Mannes den Hauptteil der

Fläche füllte. Eine wichtige Gruppe von Steinen fehlt uns noch an diesem Mosaik: die Frau als Mutter.

Die Frau als Mutter — hier nähern sich die getrennten Kurven aus Nord und Süd einander, finden sie sich für kurze Strecken wieder zusammen.

Wir betreten ein freundlich durchsonntes Gebiet, eines, auf dem vielleicht die Südamerikanerin der Schwester des Nordens überlegen ist. Zum mindesten in einer Hinsicht überlegen: was die Lust und Liebe zum Mutterwerden und zur Hervorbringung einer großen Kinderzahl anbelangt.

Die Amerikanerin nimmt es mit dem Mutterwerden ernst und ist im allgemeinen freudig bereit, dieser höchsten und ernstesten aller Weibes pflichten zu genügen: ihrem Manne Nachwuchs, ihrem Lande junges Volk zu schenken. Der zweite Punkt spielt dabei eine wichtige Rolle, denn die Jugend aller Länder des Erdteils, männlich wie weiblich, denkt durch Erziehung und Tradition national und verschließt sich nicht der einfachen Erwägung, dass junge, im Verhältnis zu ihrer Größe schwach bevölkerte Länder in besonderem Maße auf tüchtige, Kinder produzierende Mütter angewiesen sind. Aus dieser Erkenntnis zieht besonders der Süden die Konsequenzen, wenn sich die spanische und portugiesische Rasse in Südamerika verjüngt hat, so gilt das vor allem von der Produktivität. Der Kindersegen ist in den Familien, die es sich leisten können, geradezu erstaunlich: in Argentinien z. B. sind zehn bis vierzehn Kinder in den ersten Familien des Landes, zehn bis vierzehn Kinder von einer Frau gar keine Seltenheit. « Unser Land ist so jung und groß, es hat Raum für alle unsre Söhne und Töchter, wie viele auch noch kommen mögen », sagte mir ein argentinischer Diplomat mit Bezug auf seine eigene Ehe. Der ganze Eifer der kreolischen Weiblichkeit scheint sich auf dieses Feld konzentriert zu haben, im Kinderkriegen stellt sie — *sit venia verbo* — wahrhaft « ihren Mann ». Das Muttersein nachher nimmt sie nicht ganz so ernst und wichtig wie das Mutterwerden: wer es sich leisten kann, überlässt die Fürsorge für die junge Brut bedienten Kräften, auch das Nähren schon besorgen meist weiße oder schwarze Ammen, und die Treue bewährter alter Hausfaktoten sorgt in patriarchalischem Rahmen für alles Weitere. Auch die nordamerikanische Gattin geht dem Beruf des Mutterwerdens nicht aus dem Wege, zeigt, wie Ärzte betonen, als werdende Mutter besondre Tapferkeit und ist ihren Kindern eine sehr gute, verstehende, fürsorgliche Pflegerin und unsentimentale Erzieherin. Eine Einschränkung muss nur nach der Richtung gemacht werden, dass neuerdings den Müttern der

obern Schicht durch kulturelle, soziale und gesellschaftliche Pflichten eine Ablenkung von diesem Aufgabenkreis erwachsen ist, die aber bei dem grundgesunden Geist der dortigen Weiblichkeit kaum als ernstliche Gefährdung angesehen zu werden braucht; sie wird sich, wie so vieles andre, von selbst auf das richtige Maß zurückschrauben. Bei den mittleren und unteren Schichten ist die Lage ähnlich wie in Europa, eher besser, da der durchschnittlich größere Wohlstand auch größeren Kindersegen gestattet. Im übrigen ist das Kinderzeugen wie das Kindererziehen im praktischen Yankeeland praktischen Gesichtspunkten untergeordnet: auf dem Land müßen Knaben und Mädchen schon in jugendlichem Alter — viele finden: zu früh — Arbeit leisten; in den Städten werden die Mädchen wegen des Dienstbotenmangels auch in gutsituierten Familien schon früh zur Verrichtung leichter Hausarbeit herangeholt und dabei zu guten Wirtschafterinnen und Hausfrauen ausgebildet. Die Arbeit armer Kinder in den Fabriken ist ein dunkles Kapitel, aber gerade die geistig und gesellschaftlich führenden Frauen kämpfen mit Erfolg gegen sie an. Demgegenüber hat der Ersatz bezahlter durch kindliche Kräfte im Bürger- oder Arbeiterhause sozial nichts Bedenkliches: er fördert Pflichtbewusstsein, praktischen Sinn und Zusammengehörigkeitsgefühl der Familie. Und die dabei zu leistende Arbeit wird mit selbstverständlicher Freudigkeit getan, zumal technische und maschinelle Vorrichtungen im glücklichen Nordamerika sie beinahe zum leichten Spiel machen.

Hier schließt sich unser Ring, kommen wir wieder auf Goethes Wort zurück: «Amerika, Du hast es besser.» Und damit wollen wir dieses helle Thema beschließen und der Weiblichkeit des großen westlichen Erdteils im Süden und Norden, von der freilich noch viel Gutes gesagt werden könnte, Abschied nehmend unsre zeremoniellste europäische Reverenz erweisen. Glückliche Amerikanerinnen, die ihr ein so unbeschwertes Leben führt, glückliche Amerikaner, die ihr so taugliche Lebensgefährtinnen findet, glückliches Amerika, das Generationen solcher Menschen heranwachsen sieht!